



„Pflicht zum Widerstand!“, gerufen und gesungen

Der 30.9. kommt ins Theater, in ästhetischem Rahmen und philosophischem Kontext. Dramaturg Jörg Bochow erklärt. | Das Gespräch führte Sabine Weissinger

In Stuttgart hat dieser Tage das Schauspiel „30. September“ Premiere. Das Drama vor einem Jahr jetzt auf der Bühne statt im Schlossgarten? Nein, niemand will ein solches Drama nachspielen, auch am Stuttgarter Staatstheater nicht. Dort hat es aber den (leider nicht bloß sprichwörtlichen) Anstoß gegeben, das Recht auf Widerstand weiterzudenken und kunstvoll in Szene zu setzen. Zum Ende der Proben und vor der ersten Aufführung haben wir nachgefragt, was diesen etwas anderen Blick auf Stuttgarts Schwarzen Donnerstag ausmacht.

„30. September“ ist keine Dokumentation des Geschehens am 30.9.2010. In dieser Inszenierung geht es Ihnen vielmehr um die Schlüsse, die man aus dem 30.9. ziehen kann: Die Textfassung des Stücks, die Sie uns vorab gegeben haben, steckt voll philosophischem Hintersinn. Aus Schaden wird man klug?

Jörg Bochow: Ja, viele von uns, auch Ensemblemitglieder, sind ja an dem Tag vor Ort gewesen. Wir haben die Konfrontation miterlebt und wurden, wie viele andere auch, sehr emotionalisiert. Jetzt ging es uns darum, diese Ereignisse aus der Distanz, mit zeitlichem Abstand, zu hinterfragen.

Viele Vordenker aus Philosophie, Literatur und Politik nehmen Sie dabei zu Hilfe. Mir kamen beim Lesen Ihrer Texte gleich Kant und die Aufklärung in den Sinn: Die Vernunft und das eigenständige Denken als Argumente, auf die Straße zu gehen. Aber Fehlanzeige – Sie zitieren stattdessen Grube: „Ein Widerstandsrecht gegen einen Bahnhofsbaugibt es nicht“, flankiert von Mappus: „Alle stehen unter dem Gesetz.“ Zu Wort kommen lassen

Sie vor allem Hobbes und Rousseau, Kleist, Schiller, Foucault. Auch Thoreau: „Könnte es nicht eine Regierung geben, in der nicht die Mehrheit über Falsch und Richtig befindet, sondern das Gewissen?“ Und weiter: „Vereinte Masse hat kein Gewissen. Gewissenhafte Menschen aber verbinden sich zu einer Vereinigung mit Gewissen.“ Bei Stuttgart 21 sprechen sich die Kontrahenten gegenseitig sehr strikt ab, auf der Seite von Recht und Vernunft und Gewissen zu stehen. Wo stehen Sie? Zeigen Sie hier Flagge?

Jörg Bochow: Wir haben uns nicht vorgenommen, diesen Streit zu lösen, sondern stellen die Frage: Wer entscheidet denn darüber? Da gibt es Rousseau mit der Aussage: Es ist immer das Volk, das entscheiden muss. Es kann solches Entscheiden auch nicht Vertretern überlassen. Die Forderung nach direkter Demokratie gibt es also schon sehr lange; die Diskussion darüber wird seit dem 17. Jahrhundert, spätestens seit dem 18. Jahrhundert geführt. Thomas Hobbes, John Locke, Jean-Jacques Rousseau – wir bringen ganz bewusst die Vordenker der Aufklärung ins Spiel, werfen also Fragen auf wie: Welches Widerstandsrecht haben Einzelne, haben Gruppen? Gibt es ein Gewaltmonopol? Wie weit darf ein Staatsapparat gehen? Das ist eine Sache von Abwägungen, von Haltungen, von Mehrheiten auch. Nichts steht für alle Zeiten fest. Wir sind also nicht gebunden an eine Festlegung, die einmal getroffen ist. Sondern ich glaube, jede Gesellschaft – in Stuttgart ist das sehr deutlich geworden – muss immer wieder überprüfen und sich immer wieder neu darauf verständigen: Was sind gemeinsame Grundlagen und wie kann der Einzelne, wenn er anderer Meinung ist, dagegen opponieren? Welchen Rahmen gibt es dafür? Dieser Rah-

men ist in Gefahr geraten – am 30. September offensichtlich. Denn Fragen wie: Hat das Versammlungsrecht Vorrang vor dem Baurecht?, sind bis heute ja offen. Wir beantworten das nicht, sondern werfen stattdessen in den Raum: Wie will eine Gesellschaft solche Fragen überhaupt verhandeln?

Das Stück ist eine Metapher für das Recht auf Widerstand, das immer und überall gilt; eben auch hier und heute. Ist der Bezug zu Stuttgart inzwischen gar nicht mehr so wichtig?

Jörg Bochow: Der Bezug ist schon da, wir bringen ja auch Originalzitate nicht nur von Grube und Mappus, sondern auch des von einem der Wasserwerfer schwer verletzten Dietrich Wagner. Wir wollten aber weiter gehen. Dokumentationen gibt es genug, gerade jetzt zum ersten Jahrestag bestimmt wieder, multimedial in Wort, Bild und Ton. Nein – uns geht es darum, den Kontext zu zeigen und über die Geschehnisse hinaus Fragen zu stellen. Fragen, die wir weitergeben an unsere Zuschauer. Wie sollen die Konflikte ausgetragen werden, welche Lösungen wollen wir? Antworten darauf können wir nicht vorwegnehmen. Das ist sicher ein dringendes Anliegen in einer Demokratie: dass dies nicht ein für allemal vorgegeben und geregelt ist. Zum Beispiel sind im Zuge der Castor-Transporte und der dortigen Demonstrationen und Blockaden Gerichtsurteile gefällt worden, die etwa das passive Widerstandsrecht neu festlegen. Es gilt auch in Stuttgart, und das Geschehen in Stuttgart wirkt wiederum sehr sehr weit über Stuttgart hinaus.

Dies alles auf der Bühne anzudenken – warum macht das nicht Ihr Hausregisseur? Statt politischem Theater von Volker Lösch, der am 30.9.2010 ebenfalls hautnah dabei war, übernimmt nun ein Regisseur von außerhalb: Ulrich Rasche. Dessen Markenzeichen: musikalisch-choreografische Inszenierungen mit professionellen Sing- und Sprechchören. Weshalb haben Sie sich für diesen Regisseur und diese Form entschieden?

Jörg Bochow: Wir haben für dieses Stück ganz bewusst einen Regisseur als Gast von außen geholt. Seine Ästhetik war uns wichtig, seine Art, mit Chören und ausgebildeten Sängern zu arbeiten. Volker Lösch hat sich zu dem Thema auch künstlerisch bereits geäußert, mit „Metropolis“. Wir wollten ganz bewusst zu diesem Thema, mal mit einem anderen ästhetischen Konzept versuchen zu reagieren. (Kommaveränderung!) Derzeit arbeitet Volker Lösch an „Ilias – Achill in Afghanistan“, ebenfalls eine chorische Inszenierung. Die Ästhetik aber ist sehr unterschiedlich. Die beiden Stücke bringen wir jetzt fast parallel auf die Bühne. Auch das ist spannend.

Unabhängig vom Ästhetischen: Wollten Sie eine Regie mit einer größeren persönlichen Distanz?

Jörg Bochow: Ulrich Rasche war am 30.9. nicht vor Ort. Er hat sich aber, wie alle anderen an dem Stück Beteiligten auch, sehr intensiv beschäftigt mit dem Thema und dem, was an diesem Tag hier geschehen ist. Man kann von innen heraus versuchen, sich dem Thema zu nähern. Aber eben auch von außen – mit einem anderen Blick. Manchmal tut das auch ganz gut.

Beim Annähern an dieses Thema soll ja etwas Neues, Produktives entstehen. Ist hier

das Aufwerfen von Fragen das eigentlich Produktive?

Jörg Bochow (lacht): Sogar uns selbst stellen wir andauernd in Frage. Für uns ganz wichtig war, auch bei diesem Thema wieder neu herauszufinden: Was können wir als Theater überhaupt leisten? Was ist politisches Theater, was verstehen wir darunter? Außerdem sollte in dieser Aufführung ganz deutlich durchscheinen, dass alle beteiligt sind. Demonstrierende sind auch Träger von Macht. Wenn man zu Tausenden agiert, übt man Macht aus. Diese übliche Vereinfachung: Es gibt die Staatsmacht, einen bösen Apparat, und auf der anderen Seite die Guten – so einfach ist das eben oft nicht. In diesem Fall war es für uns eindeutig und das haben wir als Teil des Staatstheaters auch ganz klar gesagt, dass die Auseinandersetzung am 30.9.2010 in einem völlig unangemessenen Gewalteintritt gipfelte. Aber was löst das dann aus? Dass wir uns verantwortlich fühlen und verstehen, dass wir uns dann, wenn Gewalt erscheint, nicht heraushalten können – sondern dass wir sogar unmittelbar beteiligt sind. Dass ein solches Erlebnis nicht nur etwas mit uns macht, sondern dass wir uns entscheiden können und müssen. Das ist ein wichtiger Aspekt, der in der Inszenierung hoffentlich deutlich zum Vorschein kommt. Wir sind Akteure.

So auch vor einem Jahr im Schlossgarten. Waren Sie am 30.9. nun eigentlich persönlich vor Ort?

Jörg Bochow: Ich war dort, am Nachmittag und dann wieder – wir hatten an dem Tag eine Premiere – am späten Abend bis nachts um halb drei.

Zwei kurze Fragen zum Schluss: Was macht „30. September“ für Sie einzigartig?

Jörg Bochow: Einzigartig ist die Form, eine Mischung aus Sprechchor und Gesang. Dass es eine sowohl schauspielerische als auch musikalische Arbeit ist, die Zusammenarbeit von Schauspielern und Sängern, jungen Opersolisten – eine hochmusika-

lische, sehr strenge ästhetische Form, die aber die Gedanken extrem plastisch macht. Wie man gerade mit musikalischen Mitteln und dazu mit Licht, einem sehr interessanten Lichtkonzept, einen Rahmen schafft, in dem man wiederum solche politischen Fragen verhandeln kann. Das ist, glaube ich, sehr besonders. Wie kann ich das, was am 30.9.2010 geschehen ist, in eine Auseinandersetzung übertragen, in der ich mit künstlerischen Mitteln agieren kann? Großen Anteil daran, dass das gelingt, hat auch der Musiker und Komponist Sir Henry, mit dem Rasche bereits an der Berliner Volksbühne zusammengearbeitet hat.

Zurück zur Textfassung und den vielen Zitaten zu Beginn unseres Gesprächs. Wie lautet denn Ihr persönlicher Liebessatz aus dem Stück?

Jörg Bochow: Vielleicht ein Gedanke von John Locke. Der besagt, dass es Situationen geben kann, in denen der Einzelne nicht bloß ein Recht, sondern eine Pflicht zum Widerstand hat. Das Interessante ist, dass wir diesen Gedanken, obwohl er sogar schon in Staatsverfassungen übernommen worden ist, nun seit so vielen Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder aufs Neue thematisieren. Das ist schon eine überraschende Entdeckung: Wie aktuell ein aus dem 17. Jahrhundert stammender Gedanke heute wieder ist!

Dr. Jörg Bochow, Jahrgang 1963, ist Chef dramaturg am Stuttgarter Staatstheater, Schauspiel Stuttgart, und Stellvertreter des Intendanten Hasko Weber. Jörg Bochow hat die Dramaturgie für das Stück „30. September“ übernommen. Am 23.9.2011 wird es in der Interimsspielstätte Türlestraße, Werkhalle, uraufgeführt. Weitere Vorstellungen sind am 24., 25., 27., 28., 29. und 30.9.2011. Mehr Informationen unter: www.schauspiel-stuttgart.de.



Sie lässt sich am 30.9.2010 nicht unterkriegen.



Lorem ipsum Dolor sit Amet, consetetur Nadipiscing elit, Sed diam nonummy nibh Euismod

Fotos: Sonja Rothweiler



Achill wütet – vor Troja und im Stuttgarter Schauspielhaus auch in Afghanistan.

Die Götter müssen verrückt sein!

Krieg gehört zum Menschsein. Ein Gespräch mit Volker Lösch. | von Sabine Weissinger, Fotos Volker Lösch: die arge Iola

Sie sind unter uns, hier, heute: Soldaten, die aus Afghanistan zurückkehren oder dorthin müssen, in ein „Kriegsgebiet“. Nicht beschönigend formuliert Volker Lösch: „Deutschland ist im Krieg.“ Im Alltag verdrängt, zerrt er genau das vom Hindukusch heran und bringt es in Stuttgart auf die Bühne – klar und knallhart, samt der Widersprüche im politischen Überbau, der real durchlittenen Traumata und aller Brutalität. Einundzwanzig hat mit dem Regisseur von „Ilias – Achill in Afghanistan“ gesprochen.

Augenfällig an Ihrem aktuellen Stück sind die Parallelen zur Antike: Damals spielten Götter mit Heerführern, heute ziehen Politiker die Fäden. Soldaten, Bürger, Menschen – alle bloß Marionetten?

Volker Lösch: So sieht es aus, wobei das heute alles noch viel zugespitzter ist, weil die Konsequenzen andere sind. In den Kriegen verrecken heute viel mehr Menschen als damals. Was ein Irakkrieg an Toten produziert hat, welche Folgen die verlogenen Entscheidungen des Herrn Bush haben: eine halbe Million Tote allein unter den Zivilisten! Das ist eine andere Dimension als bei der Ilias.



Der Soldat als Schachfigur, ob bei der Blut-schlacht vor Troja oder beim scharfen Schieß-bien in einem afghanischen Dorf. Wo bleibt die Verantwortung des Einzelnen?

Beim Soldaten ist Verantwortung abhängig vom Dienstgrad, wobei er den Mächten ausgeliefert ist, die über ihm stehen. Wenn man aber an den kanadischen Soldaten denkt, der in Ruanda versucht hat zu erreichen, dass UN-Truppen eingreifen, um ein Massaker zu verhindern, das schließlich zu 800.000 Toten geführt hat – die Verantwortung kann also immens sein. Oder: Ein Soldat ist auf Patrouille, es kommt Beschuss aus einem Dorf und dieser Soldat entscheidet, auf Dauerfeuer zu stellen und auf Oberkörperhöhe auf die Hütten drauf-zuhalten. Dann wird er seiner Verantwortung weniger gerecht als einer, der das

nicht macht. Immer gilt aber: Es ist alles unzumutbar. Es sind unzumutbare Situationen, in die die Soldaten gebracht werden. Und das allein aus wirtschaftlichen Interessen und eben nicht für „Freiheit wird am Hindukusch verteidigt“ und den anderen Quatsch, mit dem die Leute für dumm verkauft werden.



Zitate, die ja auch im Stück zu hören sind.

Wobei der schönste O-Ton dort nicht auftaucht, er kam erst später von Peter Struck. Er sagte auf die Frage nach dem Truppenabzug: „Dann wären doch alle umsonst gestorben.“ Das heißt im Umkehrschluss: „Ich weiß eigentlich, dass es sinnlos ist, aber wir lassen jetzt nochmal zehn oder zwanzig Soldaten sterben, bis wir abziehen, damit rückwirkend nicht der Eindruck vermittelt wird, dass umsonst gestorben wurde.“ An Zynismus ist das kaum zu überbieten.

Zur Vorbereitung des Stücks: Sie haben Interviews mit Ex-Soldaten geführt?

Wir haben auch mit Soldaten gesprochen, die noch im Dienst sind, sogar mit einem, der am nächsten Tag nach Afghanistan abreiste.

Wer ist wir – die Dramaturgin Beate Seidel und Sie, oder auch Schauspieler? Denn die zeigen zum Teil eine Mimik, Tics und Marotten, die sehr authentisch wirken.

Wir haben Filme gesehen, viele Reportagen, sehr drastische amerikanische Reportagen aus dem Irakkrieg – wir haben uns aufgeladen. Wir waren auf Schießplätzen der Bundeswehr. Viele der Schauspieler hatten noch nie eine Waffe in der Hand und mussten das erst lernen. Wir haben versucht, so intensiv wie möglich einzutauchen.

Sie bringen aktuelle politische Themen auf die Bühne und beziehen dabei auch deutlich Stellung. Wie soll es in Afghanistan weitergehen?

Sofort die Truppen abziehen, sich entschuldigen für den Mist, der dort gebaut

wurde, und versuchen, die dafür eingesetzten enormen Summen Geld aufzuteilen und endlich sinnvoll weiterzuleiten. Wenn das nicht geschieht, sollen sie wenigstens nicht weiterhin erzählen, sie wären nicht im Krieg. Das stimmt nicht. Und sie sollten, wenn sie schon da unten bleiben, den Soldaten dann auch endlich das Material geben, das diese brauchen, um den Krieg schlicht überleben zu können.

„Die Sache der Männer ist der Krieg“, heißt es in dem Stück. Welche Rolle spielen die Frauen? In der Ilias ziehen sie Strippen, schmieden Ränke, setzen zum Erreichen ihrer Ziele auf Sex und kommen im neuzeitlichen Part als Soldatenmutter oder schwangere Soldatenfrau auf die Bühne. Also recht eindimensional, passiv, in Nebenrollen. Warum?

Ich glaube, dass Krieg in der Praxis noch immer Männersache ist. Es gibt ganz wenige Frauen in den kämpfenden Einheiten. Wobei Frauen wie in jedem System wichtig sind: Sie könnten rein theoretisch Kriege verhindern, indem sie ihre Söhne daran hindern, in den Krieg zu gehen, indem sie sie anders erziehen, indem sie ... – alles Quatsch eigentlich. Mann und Frau, man muss es zusammen hinbekommen. Aber trotzdem: Die extremen Grausamkeiten, bestimmte Dinge, die Männer in Kriegen machen, kann ich mir bei Frauen einfach nicht vorstellen.

Parallel arbeiten Sie an einem Stück, das ein wieder anderes Frauenbild zeigt.

An der „Antigone“, die im Januar in Montevideo aufgeführt wird. Dabei arbeite ich mit einer Gruppe von Frauen zusammen, ehemaligen politischen Gefangenen, die in der Haft gefoltert wurden, seit vielen Jahren frei sind und nun das Bedürfnis haben, darüber zu reden – auch über ihre Situation jetzt. Denn in Uruguay gilt noch immer ein Amnestiegesetz, das die Täter von damals schützt. Das Stück ist politisch brisant und vor allem für die Frauen persönlich ein Stück Wiedergutmachung – mit Texten,



die großteils von ihnen selber stammen.

Frauen in der Hauptrolle.

Ähnlich wie bei „Medea“ 2007 in Stuttgart, als türkische Frauen die Hauptrollen spielten.

Warum aber schon wieder als Chor? Die Arbeit mit Chören ist zu Ihrem Markenzeichen geworden?

„Schon wieder“? Chöre sind seit 3.000 Jahren Teil des Theaters, warum also nicht als Chor? Ich habe den Chor mit wieder zurückgebracht ans bürgerliche Theater, mittlerweile ist in jeder zweiten Inszenierung ein Chor dabei. Das erfüllt mich schon ein wenig mit Genugtuung.

Sie haben hier in Stuttgart zuletzt mit einem Stuttgart-21-Bürgerchor gearbeitet, haben bereits Chöre gebildet aus Hartz-IV-Empfängern, Prostituierten und anderen Gruppen der Gesellschaft. Warum kein Chor aus Soldaten?

Bei jeder Arbeit überlege ich neu, ob ich mit einem Laien- oder wie hier besser mit einem Chor aus ausgebildeten Schauspielern arbeite. Ich denke, dass es in dem Fall die richtige Entscheidung war und auch gar nicht anders ging: Ein Chor von traumatisierten Männern ist wohl nicht arbeitsfähig.

Sie sagten einmal: „Wenn ein Stück niemandem gefällt, habe ich etwas falsch gemacht. Wenn es allen gefällt, auch.“ Bei der Premiere am 14. Oktober gab es sieben Aufzüge bei tosendem Beifall, ich hörte keinen einzigen Buhruf. Auch blieben alle Plätze bis zum Schluss belegt. Was lief falsch?

Ich habe nichts falsch gemacht, wenn man die Kritiken liest. Sie sind auffallend schlecht und haben überhaupt nichts gemeinsam mit den Eindrücken der Leute, die bis jetzt in den Vorstellungen waren. Offensichtlich gibt es eine Clique von Zuschauern, die nicht mehr angebunden ist an das, was „normale“ Theaterbesucher sehen möchten. Das ist das Problem eines Be-

Volker Lösch,

48, ist seit der Spielzeit 2005/06 Hausregisseur des Stuttgarter Staatsschauspiels. Er hat zusammen mit der Dramaturgin Beate Seidel die Bühnenfassung zu „Homers Ilias – Achill in Afghanistan“ erstellt und führt die Regie.

„Homers Ilias – Achill in Afghanistan“

Das mit zwei Pausen fast vier Stunden lange, kurzweilige Stück verknüpft Gegenwart mit einem uralten Stoff. Die Ilias von Homer, eines der ältesten Werke der europäischen Literatur, beschreibt ein Ereignis aus einer fast 3.000 Jahre zurückliegenden Zeit: die Belagerung und Vernichtung Trojas durch das griechische Heer. Wie sich die Menschen auf dem Schlachtfeld zugrunde richteten, das lenkten und beugten anno dazumal die Götter vom hohen Olymp aus. Wer und was bestimmt kriegerisches Treiben heute? Volker Lösch und Beate Seidel stellen der kunstvollen, von Raoul Schrott 2008 in heutiges Deutsch übersetzten antiken Dichtung den Krieg in Afghanistan gegenüber. Sie fragen: „Was macht der permanente Kriegszustand mit denen, die unter Einsatz ihres Lebens an den Frontlinien stehen – ausgerüstet mit dem Bewusstsein, die Werte ihrer Welt zu verteidigen? Was gilt ihnen der zivile Rechtsbegriff in einer Situation, in der es ausschließlich um das Recht des Stärkeren geht?“ Und weiter: „Was erwartet deutsche Soldaten, wenn sie heimkehren und zurück finden müssen in die so genannte Normalität?“ Das verhandeln Lösch und Seidel, unterstützt von Bernd Freytag (Chorleitung) und Cary Gayler (Kostüme), auf der so karg wie eindrucksvoll von Carola Reuther gestalteten größten Bühne des Stuttgarter Schauspielhauses. Das Stück wird noch bis Sonntag, 13. November in der Arena der Interimsspielstätte Türlestraße aufgeführt. Mehr Informationen unter www.schauspiel-stuttgart.de.

rufsstandes – und insofern für uns uninteressant. Für uns zählt, was die Mehrheit der Leute empfindet und sagt nach einer Aufführung. Jedenfalls: Die Begeisterung war nicht einhellig, es lief also alles richtig.

Fällt Ihnen eine Frage ein, die Ihnen zur Ilias noch nicht gestellt worden ist, zu der Sie aber etwas sagen wollen? Oder wird auf der Bühne alles gesagt, alles gezeigt?

Nein, da fällt mir nichts ein. Zu dem Stoff der Ilias vielleicht: dass sich seit damals nichts geändert hat, dass die Grundmuster bis heute die gleichen sind – das ist das Erschreckende. Das scheint eine anthropologische Konstante zu sein: Krieg.